

lend, wie sehr die Gedanken des ersten Werkes von Leo Baeck aus dem Jahre 1905 „Das Wesen des Judentums“ noch die Gedanken seines reifen Alters sein durften. Mit einem Unterschied freilich: Das Wesen des Judentums war ein apologetisches Buch, gerichtet gegen den großen evangelischen Theologen Adolf von Harnack „Das Wesen des Christentums“, in dem die einzige Existenzberechtigung des Judentums darin lag, den finsternen Hintergrund für das christliche Licht zu bilden. Das Apologetische spielte bei dem alten Baeck nun keine Rolle mehr, das Christentum ist nicht das ständige Gegenüber, es begegnet uns nur — nicht anders als der Islam — an seinem geschichtlichen Ort innerhalb der gesamten Geistesgeschichte des Judentums. Mit der tiefen, ruhigen Liebe des im ganzen weiten Hause des Judentums heimisch Vertrauten schildert Baeck den Weg des Judentums durch die Zeiten, wie das als wesentlich Erkannte bewahrt, Fremdes aufgenommen oder auch abgelehnt wurde. Er verfolgt den Weg des Juden durch alle seine Exile: Babylon, Griechenland, Rom, die Völker der Christenheit und des Islam. Seine besondere Liebe gilt dabei der Schilderung von der Bewährung einer Minorität, dem Widerspruch der wenigen gegen die vielen, der Machtlosen gegen die Mächtigen.

Eine Folge dieser Position ist die Kraft zum Martyrium, das sich immer wiederholt, wiederholen muß und das dem durch die Hölle des Dritten Reiches Hindurchgegangenen die gleiche Selbstverständlichkeit bedeutet wie dem jungen Theologen in bürgerlich beruhigten Tagen. Noch einmal erhellt „Dieses Volk“ den letzten Grund für die Furchtlosigkeit und Unerschrockenheit, die Kompromißlosigkeit und den Kampfesmut eines Mannes, dessen Herzenshöflichkeit sich so schwer zu einem „Nein“ gegenüber ihm fremden Menschen und Ideen verstand. Ja, es will scheinen, als ob die Askese der Neutralität, die er weitgehend ein Leben lang geübt, ihm die Kraft für die entscheidende Auseinandersetzung mit einer Welt bewahrt habe, die nicht nur antijüdisch, sondern auch anti-europäisch war und die hohe Geschichte des Abendlandes verriet. Dabei ist er in diesem Buch, wie auch in seinem Leben, nirgends einem Zeitgeist verfallen, der auch den Juden nicht überging, alles Zeitgebundene liegt unterhalb seiner Betrachtungsweise oder ist weggeschmolzen in dem Feuer der Ewigkeit, das immer in ihm glühte. Er weist den Gestaltwandel im modernen Begriff vom Staat auf, der nichts mehr von der polis der Griechen, der civitas der Römer und der Christenheit hat, für die der Staat die organische Form des Zusammenlebens von Menschen bedeutete, die in einem Lande gemeinsam wohnen. Der moderne Staat ist — nach Baeck — von seinen Ursprüngen her ein ganz anderer, und alle Gefahren, die mittlerweile fürchterliche Wirklichkeit geworden sind, umstanden schon seine Wiege. Aber lassen wir Baeck selbst sprechen: „Der neue Staat sollte um seiner selbst willen dastehen. Nicht der Menschen wegen, die er umschloß, sollte er seine Aufgabe und seine Befugnis haben, sondern sie waren seinetwegen da, damit er seine Macht besitze und festige. Sein Recht verlangte er nicht von dem Imperium des Glaubens und auch nicht von den Menschen, durch die er sein Dasein hatte, sondern er trug sein Recht in sich selbst. Er stand oberhalb der Moral und außerhalb des Gewissens. Er war ein Begriff, hart und kalt, ohne Gewissen und ohne Moral, wie ein Begriff, der Begriff einer Macht, deren Tugend die Macht und deren Daseinsform und Daseinsziel daher der Egoismus ist, den die neue Lehre jetzt die Staatsräson nannte: Dieser Egoismus schuf sich nur zu leicht eine Art von Gesetzen der Gesetzlosigkeit. Was Menschen und menschliche Gemeinschaften bindend verpflichtete, konnte kein Prinzip für diesen neuen Staat und seine Räson sein. Als Begriff, hinter dem sich vieles verstecken, hinter dem vieles sich flüchten konnte, war er ohne Glauben und ohne Gebot. Etwas, was sich wie ein Pflichtgefühl der Morallosigkeit darbot, konnte hier erwachsen. Wie der Staat wurde dann leicht auch der ‚Diener des Staates‘ etwas Begriffliches oder Maschinelles; er hörte als dieser ‚Diener des Staates‘ auf, ein Mensch zu sein.“ Wenn man von einer Stelle ab-

sieht, in der das Hitlerreich des Verrates an der Pflicht der Treue im Zusammenhang mit der Darstellung der Verbundenheit des deutschen Juden mit Deutschland geziehen wird, ist das eben angeführte Zitat die einzige Antwort des aristokratischen Menschen Baeck auf all das Grauenhafte, durch das er hat gehen müssen, auf den buchstäblich tausend- und aber tausendfachen Tod, den er selbst hat sehen müssen. Wenn es eine Bewährung im Glauben jenseits jeder konfessionellen Verengung gibt, hier scheint sie uns gegeben. So hat Leo Baeck, der durch keine Zeitlichkeit zu Verwirrende, in seinem letzten Vermächtnis von den Grenzen und doch auch wieder Chancen der Toleranz gesprochen, die ihm so sehr Sache des Herzens . . . und des Verstandes war. Einer Toleranz, die unserer zerrissenen Welt so not tut und ohne die sie nicht genesen kann. Wann immer Menschen glauben die Wahrheit zu besitzen, neben der für nichts anderes Platz ist, eignet ihnen eine gewisse Intoleranz; das übersehen zu wollen, wäre töricht. Aber auch dann noch können Menschen, wenn sie den Sinn für das Leben sich wahren, wenn sie den breiten, befruchtenden Wassern des Lebens nahe bleiben, den Mitmenschen, arbeitend und strebend, ringend und hoffend ganz wie sie selbst, erkennen und in ihrer persönlichen Einstellung zum anderen tolerant werden. An ihrer Wahrheit halten sie ohne Schwanken fest, aber diese ihre Exklusivität wird versittlicht und vertieft, sie begreift mit innigen Gedanken und innigen Empfindungen das Menschentum der anderen, und damit versteht sie sein Festhalten an seiner Wahrheit. Treue vermag immer Treue zu begreifen.

Von der Geistesgeschichte des jüdischen Glaubensvolkes handelt Leo Baecks posthumes Werk und spricht doch zugleich von der abendländischen Kultur, mit der der Jude vielfach verbunden war und ist. Wem das Wort vom Abendland kein billiges politisches Schlagwort ist, der sollte auf die Stimme dieses großen europäischen Juden hören können — es geht ihn wahrlich an.

15/9) Man sollte . . .

Eine Anregung von Pfarrer Claude Muller-Duvernoy, Neuchâtel

Mir scheint es von viel größerer Klarheit, wenn man „Jesus der Messias“ sagt anstatt „Jesus Christus“, denn damit spricht man von diesem Menschen als Galiläer, von diesem Juden, und wieviel Umwege muß man sonst machen, um ihn zu verknüpfen mit diesem Land, diesem jüdischen Land, der Erde, der Menschen. In der Tat, wenn man von Jesus von Nazareth, dem Messias, spricht, so wird es sehr deutlich, daß man nicht an einen griechischen Weisen, einen berühmten Professor der Moral, oder an einen anderen Herrn Goethe denkt. Deshalb ist es so wichtig, in ihm den Zusammenhang mit diesem Land zu sehen, mit seinem jüdischen Land der Propheten, dem wirklichen Galiläa in Israel. Das ist doch wohl sehr einfach . . .

Und wenn Sie wollen, ist dies noch wichtiger: einfachhin Jesus der Jude. Dies sollte man unaufhörlich wieder in Erinnerung bringen; und ich weiß sehr wohl, daß dies nicht allen Leuten genehm ist, vor allem nicht den Herren Sadduzäern; deren Vorfahren von damals auch keinen Geschmack fanden an dem Spott des Herrn Pilatus, als er ihnen diesen jammervollen König, welcher den Tod der Verbrecher starb, zum Geschenk machte. Aber man ist nun einmal Sadduzäer, oder ist es nicht. Es gilt mehr, wenn man unter sich bleibt, d. h. unter gebildeten Leuten mit hochtrabenden Titeln. Diese lieben es nicht, wenn man ihnen von Jesus von Nazareth spricht, von diesem einfachen Juden vom Land, ohne Titel und dazu noch arm, merkt es wohl, ein Armer unter den Armen!

Denn, das muß man wohl sagen, man hat ihn zum Rang eines Philosophen erhoben, als Spezialisten einer harmlosen Moral und für nette poetische Predigten zum Rang eines Weisen im Safrangewand. Kurz und gut, man stellt ihn gleich mit Herrn Goethe, und das kann besagen, wohin man gekom-

men ist in dem doppelten Bemühen, ihn umzugestalten und sich anzueignen. Er ist beinahe so groß und verehrt wie einer der griechischen Väter der Kirche... Aber auf keinen Fall ein Jude, stellen Sie sich vor, EIN JUDE!

Das ist indessen nicht das Erstaunlichste. Denn je mehr sie Jesus von Nazareth, den Juden, verwerfen, um so mehr nehmen sie Jesus Christus in den Mund. Aber es ist wahr, daß das gute Volk der Kirchen davon nicht viel versteht, und das ist ein gutes Mittel um zu verbergen und nicht sagen zu müssen, daß ER Jude ist. Also der Bruder aller Juden — ein Bruder, das ist noch Wertvolleres als ein König —, d. h. der Bruder ist sozusagen derjenige, der teilhat an aller Schmach, an aller Verachtung, an allem menschlichen Leid. Das ist derjenige, der nicht nur dem Club der Sadduzäer nicht angehört, sondern sich ihnen widersetzt mit seiner vollen heiligen Entrüstung. Aus dieser Entrüstung heraus, die ihn drängte, den Tempel zu reinigen, seinen Tempel, von allen schmutzigen Geschäften, die so recht sadduzäisch sind, und erst nach dieser Tat überlieferten sie ihn ohne zu zögern dem Tode... (Aus: Les Cahiers Protestants: Ce peuple-là.)

15/10) Begegnung christlicher und jüdischer Jugend

Als sich im Herbst 1956 etwa achtzig christliche und jüdische Jugendliche in der evangelischen Akademie Iserlohn trafen, um alte Vorurteile durch Vorträge, Gespräche und im Miteinanderleben zu überwinden, spürten sie spontan das Bedürfnis, das Begonnene fortzusetzen und durch weitere Tagungen einen größeren Kreis interessierter Jugendlicher zu gewinnen.

Sie gründeten die „Arbeitsgemeinschaft christlicher und jüdischer Jugend — Drei Ringe“. Das chr- aber auch fragwürdige Lessingsche Symbol wurde allein als Ausdruck praktischer Toleranz gewählt, nicht als Vorzeichen gleichmacherischer Relativierung der Bekenntnisse. Waren doch die Tagungen der „Drei Ringe“ von Anfang an durch den breiten Raum charakterisiert, den Vorträge und Diskussionen über den „Geist des Alten Bundes“, „Wesenszüge des Alten Testaments“, Unterschiede der Konfessionen bzw. Religionen und ähnliche Themen einnahmen.

Erst in zweiter Linie war der Problemkreis „Antisemitismus“ Gegenstand der Referate und Erörterungen. Es zeigte sich bald, daß es nicht erklärtes Ziel der Arbeitsgemeinschaft sein konnte, ein Stoßtrupp gegen den Antisemitismus zu sein. Vielmehr mußte es um ausführliche, sachliche Information innerhalb der Problemkreise und um gründliche, ehrliche Auseinandersetzung mit den Fragen gehen, die sich im Zusammenhang mit dem Stichwort „Judentum“ überhaupt ergeben. — Natürlich verbanden die „Drei Ringe“ mit diesen Bemühungen die Hoffnung, ihren bescheidenen Teil bei der Bekämpfung des Antisemitismus und vor allem der „Aufarbeitung“ der jüngsten deutschen Vergangenheit mitwirken zu können. Das „Dritte Reich“, seine Geschichte und Ideologie, war daher das dritte Hauptthema der bisherigen Freizeiten.

Viertens befaßte sich jede Tagung mit dem Staat Israel und dem Zionismus, sowie mit der gegenwärtigen soziologisch-politischen Gesamtlage der Juden in Deutschland und der übrigen Welt. — Daneben wurde das Gebiet der jüdischen Dichtung und Musik gestreift.

Der Charakter der Zusammenkünfte hat sich seit Bestehen der „Drei Ringe“ insofern gewandelt, als zunächst die persönliche Begegnung im Vordergrund stand, heute aber in intensiver geistiger Zusammenarbeit die beste Grundlage auch hierfür gesehen wird. Die „Drei Ringe“ sind daher verständlicherweise fast ausschließlich eine Arbeitsgemeinschaft der studierenden Jugend. Ein bisher in zwei Heften erschienener „Rundbrief“ hat — ebenfalls erklärlich aus der sachlichen Atmosphäre der Arbeit — in erster Linie die Aufgabe, bei den Teilnehmern und Interessenten die Grundlagen des Wissens und Verstehens zu erhalten oder zu vertiefen.

Die Organisation versucht nach Möglichkeit, vom Zwang satzungsartiger Vorschriften frei zu bleiben, um der Arbeit ihre

Ursprünglichkeit zu erhalten. Die Leitung, ein gewählter „Rat“ von insgesamt sieben Juden, Katholiken und Protestanten, besteht nur aus Studenten und Studentinnen. Der Kulturdezernent des Zentralrats der Juden in Deutschland, Dr. Hans Lamm, steht ihm beratend und helfend zur Seite.

Die Arbeitsgemeinschaft, die gerade zu Ostern dieses Jahres durch eine rein studentische Arbeitstagung im Jugendhof Vlotho in Westfalen viel Interesse bei den politischen Hochschulgruppen und den Studentengemeinden beider Konfessionen erweckte, füllt eine Lücke in der christlich-jüdischen Zusammenarbeit Deutschlands. Sie verdient ihrer jugendlichen Frische und ihres sachlichen Ernstes wegen Beachtung und Unterstützung.

Klaus Held

15/11) Das palästinensische Flüchtlingsproblem

Israel zu Kompensationsleistungen bereit

Am 17. November 1958 fand in der Politischen Sonderkommission der Vereinten Nationen eine Debatte über das palästinensische Flüchtlingsproblem statt. Der ständige israelische Vertreter bei der UNO, Botschafter *Abba Eban*, trat der in der Sitzung durch den Vertreter der Vereinigten Arabischen Republik von neuem erhobenen Forderung nach Repatriierung aller palästinensischen Flüchtlinge nachdrücklich entgegen und erklärte, daß das Flüchtlingsproblem durch den unter Mißachtung der Teilungsresolution der Vereinten Nationen gegen Israel entfesselten Krieg entstanden sei und nur deshalb seit zehn Jahren nicht habe gelöst werden können, weil die Araber es im Interesse ihrer Vernichtungspolitik gegen Israel lebendig halten wollten. —

Der saudi-arabische Delegierte *Ahmed Shukairy*, der aus Palästina stammt, benützte das Forum, um die Lösung der Flüchtlingsfrage durch die „Abschaffung des Zionismus“, Verbot der jüdischen Einwanderung nach Israel und die Einstellung der finanziellen und technischen Hilfe von Israel zu verlangen. Der amerikanische Delegierte *Harrison* erklärte, man müsse eine Methode finden, um die Flüchtlinge produktiver Arbeit zuzuführen. Die UNO-Hilfsagentur habe in zehn Jahren 300 Millionen Dollar für diese Flüchtlinge ausgegeben, von denen zwei Drittel von Amerika aufgebracht wurden. Man müsse jetzt beschließen, ob diese Methode nach dem Jahre 1960 weiter angewandt werden solle. Nach amerikanischer Meinung muß man Methoden finden, nach denen die Flüchtlinge in arabischen Ländern angesiedelt werden können. *Eban* führte unter Hinweis auf andere durch die Integrierung gelöste große Flüchtlingsprobleme, wie in Indien, Pakistan, Vietnam, Ost- und Westdeutschland u. a., weiter aus, daß Israel außer den der nationalsozialistischen Verfolgung entronnenen europäischen Flüchtlingen in den letzten zehn Jahren 450 000 jüdische Flüchtlinge aus arabischen Ländern aufgenommen habe. Nur im Falle der arabischen Flüchtlinge sei die Integrierung in stammesverwandten Ländern verweigert worden. Israel sei bereit, vor einem formellen Friedensschlusse und Lösung der schwebenden Probleme, wenn die Araber eine Integrierung ihrer Landsleute mit Hilfe der wiederholt angebotenen internationalen Unterstützung annähmen, zur Lösung der Flüchtlingsfrage beizutragen unter Anrechnung der Ansprüche der aus arabischen Ländern geflüchteten Juden und zur Aufnahme von Familienmitgliedern von in Israel bereits lebenden Arabern.

(Aus: „Israelitisches Wochenblatt“ 58/47 [Zürich, 21. 11. 1958], S. 6.)

15/12) Das Mittelländische Colloquium von La Pira¹

Anfang Oktober 1958 fand in Florenz eine Konferenz statt, die der philosophischen Analyse der gemeinsamen Werte der drei großen monotheistischen Religionen: dem Judentum, dem Christentum und dem Islam, sowie einer historischen Über-

¹ Aus: New Outlook II/3 (Tel Aviv, Nov.-Dez. 1958, p. 26 f. 6). Vgl. das Die-Referate dieser Tagung. (s. u. S. 116.)